

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 28 (1972)
Heft: 6

Artikel: Armes Deutsch!
Autor: Rüedi, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Armes Deutsch!

Der Versuch, hervorstechende sprachliche Unarten unserer Tage in einem Satz zu versammeln, zeitigte dieses Ergebnis:

Nachdem er sein Projekt mit allen Details wie WC-Installationen im Parterre und Garagen im Sous-Sol bei der Jury deponiert hatte, traversierte Roger die immense Terrasse, um sich in dem im Red-House gelegenen Gourmets-Stübli des Top-Restaurants einen Lunch mit einem Kalbs-Steak in Curry-Sauce zu Count-Down-Preisen von einem Glamour-Girl servieren zu lassen.

Gewiß mutet diese Darstellung leicht übertrieben an, aber zu Unrecht. Täglich nehmen wir aus Zeitungen oder aus dem Lautsprecher ähnliches entgegen. (Zeitungsmeldung: Die SPK wird Sofortmaßnahmen zur internen Reorganisation treffen und die Realisierung ihrer Projekte zur Modernisierung des Übermittlungssystems beschleunigen. Aus der Interdependenz von Konvertibilität in bezug auf die Dollar-Parität und dem Exportanteil am Bruttosozialprodukt resultiert, wenn man die Goldparität interpoliert, ein dem Instrumentarium der Notenbanken reziproker Kompensationskoeffizient, der, nationalökonomisch interpretiert, natürlich nicht ohne Primär- oder Sekundäreffekt auf das Importpotential bleiben kann.)

Das Deutsch des absichtlich zusammengestellten Satzes ist trotz seinem Wortschwall äußerst dürftig und der Schreiber in seiner sprachlichen Anspruchslosigkeit eher bedauernswert. Offenbar hat er alle seine sprachlichen Kräfte aufbieten müssen, um bei seinem Geschreibsel möglichst viele Fremdwörter unterzubringen.

Ist er etwa gar in den gegenwärtigen Fremdwörtersog geraten, der alles Muttersprachliche in seinem gewaltigen Strudel verschwinden läßt und verschlingt? Hat er sich von den fremdartigen Tönen beeindrucken lassen? Ist er so begeistert von den sprachlichen Übeltaten der andern, daß er nichts Besseres weiß, als ihnen nachzueifern, weil ihn ihr Gehabe so gewaltig beeindruckt?

Dienen ihm diese Fremdwörterbeiger etwa deshalb als Vorbild, weil er sie bewundert und gedenkt, es ihnen gleichzutun? Denn auch er schätzt es über alles, bewundert zu werden.

Streut er also wohlüberlegt gesprächsweise, in einer Sitzung oder gar in einer Ansprache, einige fremde Brocken ein, so kann das Staunen der Zuhörer über seine Bildung und sein weltmännisches Gebaren bei ihm doch wohl ein beglückendes Kribbeln in der Haut erzeugen und sein Herz vor lauter Selbstbewunderung höher schlagen lassen.

Wenn die Stärkung des Selbstbewußtseins der einzige Grund zur Fremdwörtelei wäre, dann ließe sich dieser Krankheit einigermaßen beikommen.

Die Ursachen dazu finden wir aber nicht nur an der Oberfläche, sie liegen auch in der Tiefe, sie offenbaren sich rückhaltlos, aber sie können auch vorzüglich getarnt ihr Unwesen treiben.

Der am Anfang geschriebene Satz enthält ungefähr zur Hälfte Fremdwörter, obschon er doch wohl deutsch tönen soll. Das Hintersetzen des Deutschen wird aber noch offensichtlicher, wenn wir die Wörter nach ihrem Gewicht einstufen. Sozusagen alle Zeitwörter mit Ausnahme von „hatte“ und „lassen“ und die Hauptwörter außer „Roger“ (ein alter, deutscher Name, der sich bei uns zu Unrecht die französische Aussprache „Roschee“ gefallen lassen muß), „Stübli“, „Kalb“, „Preise“ erscheinen fremdsprachig. Zeitwörter und Hauptwörter aber sind die Träger eines Satzes, also die wichtigsten Wörter.

Die deutsche Hälfte des Satzes besteht vor allem aus Verhältnis- und Bindewörtern. Unsere Muttersprache leistet hier somit als Aschenbrödel nur Handlangerdienste.

Stellen wir die Fremdwörter nach ihrer Herkunft zusammen, so erkennen wir gleich, daß die meisten aus dem Französischen oder Englischen übernommen sind. Je nach Lust und Laune deckt sie ein dürftiges, deutsch aussehendes Mäntelchen (traversieren), oder sie frohlocken frech und aufdringlich in unveränderter Gestalt über unsern Ärger (Curry-Sauce).

Die einen haben sich zu einer deutschen Aussprache gemausert und einigermaßen eingelebt (Projekt, Installation), die andern fallen als protzenhafte Fremdkörper völlig aus dem Rahmen (steak, count-down) und sprechen damit erst recht dem kümmerlichen Deutsch des Satzes hohn.

Besonders reizvoll scheinen Zusammensetzungen zu wirken, die aus einem Fremdwort und einem deutschen gebildet sind. Offenbar entspricht ein solches Zusammensetzspiel weitgehend einer heutigen Geschmacksrichtung. Hinzu tritt die Abstumpfung des Lesers, so daß er an einem solchen Vorgehen keinen Anstoß mehr nimmt; im Gegenteil, er hat sich darauf eingestellt und empfindet das Wörtermisch als dem Verständnis dienend. Überschriften (aus Schlagzeilen einer einzigen Zeitung) wie „Staatsintervention, Rahmenkompetenz, Rekordjahr, Delegiertenversammlung“ sind ihm so geläufig, daß er sich beim besten Willen keinen besseren Ausdruck denken kann.

Falls ein Schreiber sich zu einem besonders hohen Geistesflug anschickt und ein neues Wort bildet wie „institutionalisieren“ oder gar im gleichen Wort Deutsch und Welsch zu mischen versteht — kürzlich stand in einer Zeitung „Fribourger feierten“ —,

so erregt er damit beim „aufgeschlossenen“ Leser kaum Abscheu, sondern eher Staunen oder vielleicht sogar Wohlgefallen.

Übrigens hat in dieser Beziehung unsere PTT bahnbrechend gewirkt, als sie „Check“ mit welschem Anfang und deutschem Ende verbreitete.

Solche Mischlinge treiben seit langem ihr Unwesen in unserer Sprache und werden mit der Äußerung entschuldigt: „Das Wort hat sich gut eingelebt.“

Ein kleines Zugeständnis an das Bodenständige kann nicht schaden, im Gegenteil, kopfscheu Gewordene lassen sich oft rasch besänftigen, wenn sie „Stübli“, „Büebli“ oder sonst ein „-li“ vernehmen. Also bringen wir dann und wann ein Mundartwort unter, und schon hellen sich die Gesichter der Mißtrauischen wieder auf, und sie glauben zuversichtlich an unsere sprachliche Unverdorbenheit. In dieser Beziehung können ein Beat-Büebli, ein Hit-Meiteli, ein Tea-Rümli, ein Pop-Bildli Wunder wirken.

Darüber hinaus erscheinen solche Sprachverbrämer mit ihrem Mischmasch allen „Aufgeschlossenen“ wirklich zeigemäßig. Endlich besteht auch sprachlich kein Unterschied mehr zu andern Gebieten. Die Sprache gleicht einer neuzeitlichen Speise, die im gleichen Teller süße und saure, salzige und fade Bestandteile bietet, sie gleicht einem Zimmer mit vier verschiedenfarbigen Wänden, einem Hemd mit den unmöglichsten Muster- und Farbzusammenstellungen.

Solches Gemisch soll irgendwie aufreizend wirken und scheint die allzeit drohende Langeweile zu vertreiben.

Immerhin dürfen wir befriedigt feststellen, daß in dem Beispielsatz von der schönen Möglichkeit des Deutschen, durch Zusammensetzungen neue Wörter zu bilden, nicht hemmungslos Gebrauch gemacht wurde. Die vielen Bindestriche (Count-Down-Preise) zeigen doch eine gewisse Scheu davor, die Sprache auch durch die deutsche Schreibung der Zusammensetzung zu vergewaltigen (also nicht Kalbssteak, sondern Kalbs-Steak).

Dem neuerdings aufkommenden Übel, zusammengehörige Wörter auseinanderzuschreiben, ist mit dem Bindestrich ebenfalls begegnet.

Irgendwo im Bernbiet steht in der Nähe des Schlosses ein behäbiger Gasthof. Der wurde durch eine „Schloßbar“ erweitert. Angeschrieben steht aber „Schloß Bar“. Damit erhält die Aufschrift einen andern Sinn. Sprachlich gesehen handelt es sich nun um ein Schloß, das nach einem Eigennamen Bar benannt ist, ähnlich wie Schloß Falkenstein.

„Nachdem er sein . . .“ Ein rätselhafter Anfang! Wir vernehmen erst beim vierundzwanzigsten Wort, wer mit „er“ gemeint ist,

nämlich Roger. Warum heißt es nicht natürlich und einfach „Nachdem Roger sein . . .“?

Vermutlich wäre es zu wenig aufregend, wenn der Leser gleich am Anfang vernähme, von wem die Rede ist. Wir wollen doch Spannung erzeugen. Diese kann bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden, wenn wir mit der Bekanntgabe der handelnden Person möglichst lange zuwarten.

Nicht allen gefällt es jedoch, auf die Folter gespannt zu werden. Dem einen bedeutet solche Wortfolge ein lästiges Spiel, dem andern ist sie ein Ärgernis.

Leider hat der nachdem-Satz mit rätselhaftem Anfang große Verbreitung gefunden. Wie ein Seuchenzug geistert er in den Zeitungen, Briefen, Berichten herum. Sogar bis zu den täglichen Nachrichten, die wir aus dem Lautsprecher vernehmen, hat dieser verseuchte Satz seinen Weg gefunden.

Einem Krebsübel ähnlich, das seine Ableger im ganzen Körper verstreut, taucht der nachdem-Satz mit seiner unrichtigen Wortfolge in stets veränderter Gestalt bei jeder Gelegenheit auf, indem er meistens mit einem Verhältniswort beginnt: „In seiner Sitzung vom . . ., Auf ihrer Wanderung nach . . ., Mit seinen Ausführungen über . . ., Wegen ihrer Erklärung betreffend . . .“

Es handelt sich dabei ganz einfach um eine falsche Wortfolge. Wenn das besitzanzeigende Fürwort (sein, ihr) vor der Nennung des Besitzers zu lesen ist, ergibt sich ein unnatürlicher Ablauf der Meldung, der die Kenntnisnahme hinauszögert und erschwert. Fremdwörterei und von einer Fremdsprache stammender Wortablauf sind die Hauptübel des eingangs dargelegten Satzes. In der Wortwahl und im Satzbau wird die Sucht nach dem Fremdartigen offensichtlich.

Der Kampf ums Dasein trägt das Seinige dazu bei. Der eine sucht den andern mit neuen, zügigen Fremdwörtern zu überbieten. Die Folgen solchen Tuns sind unabsehbar. Wie eine Lawine alles in ihrer Bahn zerstört oder mitreißt, so wirkt der Fremdwörtereschwall auf die deutsche Sprache.

Mit dem Gebrauch von Fremdwörtern jeder Stufe, vom einigermaßen eingedeutschten (defilieren, stoppen) bis zum unverändert übernommenen (Dragée, Job) und dem Satzbau, der Ausdrucksweise einer andern Sprache (Ich wünsche Ihnen eine gute Zeit. — Hier sind alle Betten ausgebucht.) tritt eine merkwürdige Geistesverfassung des Sprechenden oder Schreibenden zutage.

Beweggründe zu solchem Verhalten lassen sich leider mehr als genug finden. Von der Veranlagung, der Schulung bis zur möglichst reibungslosen Einordnung in die menschliche Gesellschaft, „es zu etwas bringen“, liegt ein weites Feld. Was da Minderwertigkeitsgefühle, der Geltungstrieb, die Erwerbstüchtigkeit, der

erstrebte Aufstieg im Berufsleben, der Drang nach weltmännischem Benehmen, der Weltoffenheit und vor allem der Herdentrieb für sprachliche Schäden anrichten helfen, geht auf keine Kuhhaut.

Wir erleben gegenwärtig eine Fremdwörterhochflut, die kaum noch überboten werden kann. Die Angst, irgendwie nicht zeitgemäß zu sein, treibt wunderliche Blüten.

Ein „Howald“ hat sich geschäftlich auf „Highwood“ umbenannt. Die Unterhaltung daheim wird zum „Home Entertainment“. Wer ein Postscheckkonto (welch ein Wort!) besitzt, der ist „up to date“, so sagt die PTT. Hast du auch schon „Pan Fresh-Brot“ gegessen? Durch solches Verhalten aber treiben wir den Sprachzerfall ins Bodenlose.

Suchen wir nach den Verantwortlichen, die das Verseuchen der Muttersprache fördern, so finden wir leider deren mehr, als uns lieb ist. Wir beschränken uns deshalb auf wenige, nämlich auf zwei.

Vorab sei die Schulung auf jeder Stufe und in jedem Bereich aufs Korn genommen.

Wohl geben sich die Lehrer überall jede erdenkliche Mühe, in ihrem Unterricht die Muttersprache zu pflegen. Wohl erzielen sie bei vielen beachtenswerte Erfolge.

Andererseits erfahren schon die Kleinen bei der sachten Einführung in die Wissenschaft, daß eine alltägliche Sache plötzlich einen fremd klingenden Namen erhält (das Zeitwort wird zum „Verb“, das Wörterbuch zum „Dixionär“), so daß sie schließlich von der Wissenschaft den Eindruck erhalten, sie lasse sich aneignen durch die Umbenennung bekannter Zustände oder Vorgänge. (Eine Maschine kann doch nur „funktionieren“.)

Mit der fortschreitenden Fachausbildung werden die Lehrer (!) um den muttersprachlichen Ausdruck immer verlegener, und den Schülern wird folglich der „ungenügende“ Wortschatz der Muttersprache immer klarer. Im einen oder andern kann dadurch eine unbewußte Verachtung seiner Sprache gegenüber aufkommen.

Niemand sagt ihm, daß Deutsch über einen ganz großen Wortschatz verfügt. Täglich wird er gegenteilig beeinflußt. Also denkt er es sich umgekehrt, der deutschen Sprache gebreche es an den nötigen Wörtern.

„Wissen ist Macht“, das hören wir recht häufig. Wie sollten sich denn nicht viele um die Fachausdrücke reißen, wenn sie damit ihr Wissen dartun können!

Irgendwo hielt ein Arzt einen allgemeinverständlichen Vortrag. Er war aber in seinen Fachausdrücken so befangen, daß er an einer bestimmten Stelle seiner Darlegungen den deutschen Na-

men für die Sache nicht fand. Freilich sagte er zwei-, dreimal den lateinischen Namen vor sich hin; aber der deutsche stellte sich trotzdem nicht ein, bis ein Zuhörer rief: „Die Kniescheibe, Herr Doktor!“

Der Gebrauch von Fremdwörtern zeugt eben nicht nur von Geistesstärke, er macht auch das Versagen in der Muttersprache offensichtlich. Dieses Ungenügen kann sich so breit machen, daß einer schließlich allen Ernstes behauptet, für das und das gebe es kein deutsches Wort. Heiße es nun Inventar, Defizit oder Computer, Establishment — immer wieder sind sie verlegen um den muttersprachlichen Ausdruck.

Wie sollten sie auch nicht! Alle brauchen diese Ausdrücke, so daß ein deutscher gar nicht aufkommt. Auch haben sie manche seinerzeit so gelernt, und der Lehrer hat sich vermutlich auch nicht um ein entsprechendes deutsches Wort bemüht.

Lerne Fremdsprachen, dann bringst du es weiter! So tönt es von allen Seiten. Bis hinauf in die Bundesversammlung beschäftigen sie sich mit dem gleichzeitigen Anfang des Unterrichtes in der ersten Fremdsprache.

Viel zu wenig wird dabei die Frage erörtert, wie sich der frühzeitige Beginn dieses Unterrichtes auf die Muttersprache auswirkt, welche Schäden er dort anrichtet. Es ist gut möglich, daß die allgemeine sprachliche Entwurzelung damit beschleunigt wird. Überdies kann beim Lernenden eine Überbewertung der Fremdsprache und dementsprechend eine Unterschätzung der Muttersprache eintreten.

Je früher der Fremdsprachenunterricht beginnt, nämlich dann, wenn sich der Schüler noch mühevoll mit der Muttersprache herumschlägt, desto verderblicher können seine Auswirkungen auf ein anständiges Deutsch sein.

Zeigen sich später unüberwindliche Schwierigkeiten beim Erlernen einer Fremdsprache, so nehmen die also Gescheiterten Zuflucht zu einigen Brocken aus der betreffenden Sprache, setzen sie möglichst gezielt ein und, wer weiß, haben Erfolg damit.

Und das Ergebnis des allgemeinen Französischunterrichtes? Der Berg hat eine Maus geboren oder, wie ein Gescheiter es ausdrückte: einige „oui“ und etliche „ma foi“.

Solche Feststellungen fallen jedoch kaum ins Gewicht, solange die Meinung verbreitet wird, das Lernen von Fremdsprachen eröffne bessere Verdienstmöglichkeiten.

Diese Meinung ist aber falsch; denn nicht jeder, der sich aus solchen Gründen hinter das Lernen von Fremdsprachen macht, wird diese Aufgabe meistern. Es sollte eben in dieser Verheißung nicht „Lernen“ stehen, sondern „Beherrschen“.

Immerhin, wer auf gerissene Art Fremdsprachenkenntnisse

mündlich, schriftlich, in Fernkursen, durch Verkauf von Schallplattensätzen zu vermitteln verspricht, dem bringt das Lernen von Fremdsprachen wirklich etwas ein.

Soweit die Schulung. Nun noch einige Bemerkungen zu den sogenannten Anforderungen des Lebens.

Leider gibt es allzuviele, die das Berufsleben einzig und allein von der Erhöhung des Einkommens aus anfassen. Dazu gehört unter Umständen auch der richtige Einsatz der Sprache.

Lesen wir doch von dieser Warte aus den Anzeigenteil einer Zeitung. Oft müssen wir uns dabei fragen, ob wir noch in der deutschsprachigen Schweiz wohnen. Englisch ist Trumpf. Wer in seine Werbung nicht englische Wörter einzustreuen weiß, der wird offenbar nicht beachtet und halt auch nicht berücksichtigt, wenn er seine Ware anpreist.

Den Geschäftsinhabern geht es darum, die Kunden durch wohlüberlegt abgefaßte Schlagzeilen zu locken. Wie ein Käufer in unserer Zeit ansprechbar ist, das sagen ihm die Werbefachleute. So können wir nur staunen über die unmöglichsten sprachlichen Verrenkungen. „Night-Seeing in der City“ bietet vermutlich ganz besondere Waren! Gleich nebenan lesen wir: „X öffnet sein Wurstdossier!“

Ob der „famous Röstimaker from Zäziwil“ sich in schalkhafter, überlegener Weise über solche Schneckentänze lustig macht? Wir wollen es hoffen.

Angesichts einer derartigen Muttersprachzertrümmerung meinen viele Gewerbetreibende, sie könnten und dürften nicht länger zurückstehen, sie müßten ihren Betrieb, auch was den Namen anbelangt, der Zeit anpassen.

Die PTT hilft kräftig mit, indem sie ein Verzeichnis der Gewerbebetriebe auf „deutsch“ mit dem französischen Wort „Branchen“ (wenigstens die Endung ist doch deutsch!) angibt — als ob es sich um eine Aufzählung der Gewerbe handelte! —, obschon die Welschen dieses Wort in einem andern Sinne brauchen. Genau das gleiche tun ja die SBB seit Jahrzehnten mit dem „altvertrauten“ Wort „Perron“ (auf französisch „Quai“).

Jetzt schießen die „neuzeitlichen“ Namen gewaltig ins Kraut, so daß wir uns kaum mehr zurechtfinden. Am meisten Aussicht auf Erfolg scheinen Namen zu haben, die Wortbestandteile aus verschiedenen Sprachen zu einem neuen, möglichst fremd klingenden Wort zusammenfügen. Wer etwa „Euro“ richtig einzusetzen versteht, kann daraus gewiß ein zugkräftiges Wort bilden.

Und das Gastgewerbe? Auch die Wirte müssen „im Rennen“ bleiben. Vom „Au Fin-Bec“ über „Cherico“ zum „Tramway“ ist von jedem Buchstaben ein fremd klingender Name zu finden.

Immerhin dürfen wir gerade hier mit Genugtuung festhalten,

daß die Gasthöfe und Wirtschaften mit bodenständigen Namen weit in der Überzahl dastehen. Dort treten wir gerne ein zu einem kühlen Trunk und ja nicht etwa zu einem „Drink“.

Aber die Fachausdrücke! Hier muß doch einmal mit aller Deutlichkeit festgehalten werden, daß die deutsche Sprache in hervorragender Weise genügt und daß wir in den Fachsprachen über unzählige treffende Bezeichnungen verfügen. „Senkrecht“ und „waagrecht“ nennen die Sache für unser Ohr gewiß besser als die entsprechenden Fremdwörter. Solche gute Ausdrücke gibt es Tausende.

Warum sich Erdgeschoß nicht durchsetzt und ein falsches französisches Wort an seine Stelle tritt (die Franzosen sagen nicht „Parterre“), ist nicht leicht zu erklären. „WC“, von dem nur wenige wissen, was die Buchstaben bedeuten, sagen sie bei uns und in Frankreich, nicht aber im Ursprungsland Großbritannien. Daß viele französische Wörter in die deutsche Schweiz eindringen und ihnen bei uns ein falscher Sinn unterschoben wird, ist eine alltägliche Erscheinung („Couvert“ bei uns „Briefumschlag“, frz. aber „Gedeck“). Aber nicht nur die französischen, sozusagen alle Fremdwörter unterliegen einem Sinnwandel („Protokoll“ heißt eigentlich „das vorn Anzuleimende“).

In dieser Beziehung wird nun mit Fachausdrücken schwer gesündigt. Der Schüler übernimmt sie vom Fachlehrer, der Lehrling vom Meister. Besonders schlimm steht es mit dieser Sprache in den Gaststätten von der Küche bis in die Gaststube. Denken wir nur an die Speisekarte. Was da für Namen auftauchen! (Menu = dünn, klein, fein, von lat. minutus = zerstückelt, verkleinert, winzig, klein, unbedeutend.) Andere Gewerbe leiden etwas weniger unter der Fremdwörterflut; jedoch geschieht sprachlich zu oft Unrühmliches.

Mit einem gewissen Recht ist einmal gesagt worden:

Ein Übel hat der deutsche Mann:
Er wendet gern ein Fremdwort an,
Und wenn man's deutsch auch sagen kann,
Er wendet doch ein Fremdwort an.

Die Erkenntnis der Fehler ist der Anfang der Besserung. Wenn wir jedoch alle Schuld auf die eben Genannten, nämlich die Schule und das Erwerbsleben, schieben und ergeben feststellen: „Da ist eben nichts zu machen“, so bleiben wir untätig in den Sprachsünden stecken.

Nein, so geht es nicht. Jeder einzelne muß mit der Besserung bei sich anfangen. Wenn er sich dahintermacht und den scheinbar mühevollen Weg geht, merkt er allmählich, was für gewaltige Kräfte ihm zur Seite stehen.

Da ist einmal der Wortreichtum der deutschen Sprache. Es gibt wenig Sprachen, die über einen ebenso großen oder gar größeren Wortschatz verfügen.

Ihn nützen die Sprachbeherrscher. In welchem Sprachgebiet gibt es so viele Dichter und Denker, die den Höhen und Tiefen des Lebens so beredten Ausdruck verliehen hätten, wie das in der deutschen Sprache geschehen ist?

Solches Wissen stärkt unser Vertrauen zu der Muttersprache und festigt zugleich unser Sprachbewußtsein.

Für unser Gebrauchsdeutsch benötigen wir aber noch weitere Hilfen. Diese erhalten wir von einer Reihe vorzüglicher Nachschlagewerke. Hier geben uns ausgezeichnete Sprachkenner, die sich auf dem heiklen Gebiet des treffenden Ausdrucks gut eingearbeitet haben, wertvolle Hinweise.

Wohl entsprechen nicht alle deutschen Fassungen unserem Geschmack (Trottoir = Bürgersteig, Fußsteig, Gehweg), was uns aber noch lange nicht das Recht gibt, solche Vorschläge überheblich abzulehnen und beim unzulänglichen Fremdwort zu bleiben. Hier müßten eben unsere Sprachpfleger eingreifen und Ausdrücke finden, die unserem Empfinden entsprechen.

Nehmen wir uns C. F. Meyer zum Vorbild! Weil er die deutsche und die französische Sprache gleichermaßen beherrschte, hütete er sich vor jeder Mischerei. Er hatte es nicht nötig, durch Einstreuen von französischen Wörtern bei jeder Gelegenheit zu zeigen, daß er diese Sprache auch kenne. Er spricht das Deutsch vorbildlich rein. So soll er uns anspornen, ihm nachzueifern.

Wer sich also aufmacht, unsere Sprache vor der Verderbnis zu schützen, der wird dazu beitragen, daß die Geringschätzung der Wertschätzung, die Verachtung der Hochachtung weicht, daß die Muttersprache wieder als eines unserer höchsten Güter gilt.

Die Ehrfurcht vor der Sprache hilft uns über manchen Zweifel, manches Werweißen weg. Erst durch sie lernen wir denken und das Leben in seiner Vielfalt erschauen.

So erfassen wir nach und nach mehr von ihrem wundervollen Aufbau. Immer klarer erkennen wir, daß wir uns nur in der Muttersprache richtig geborgen fühlen. Ihre Laute ergreifen uns. In ihr finden wir uns wieder, schöpfen neuen Mut, fassen Vertrauen.

Was wir bis in die feinsten Einzelheiten kennen und deshalb schätzen, das ist ein Stück von uns selbst, dem schenken wir unsere Liebe.

Ehrfurcht und Liebe zur Sprache leiten uns richtig. Mit dieser Einstellung werden wir uns bemühen, die Sprache lauter und rein zu halten, daß sie in schönster Weise auflebt.

Werner Rüedi